



Erntepsalm.

Erntefegen auf goldgelben Feldern steht,
Halm hat sich dicht an Halm gedrängt.
Wie doch der Himmel voller Verheißung hängt!
Tausend brünstige Hoffnungen sind gereift,
Tausend Ängste sind abgestreift!
Und die Sense mäht . . .

Erntefegen quillt, flimmert und flirrt im Glanz
Strahlenden Lichts! — Noch klirren die Waffen dumpf
Fern an den Grenzen . . . Doch stumpf
Ward ihre Schärfe . . . hinein nicht ins Land
Streckte der Krieg seine blutige Hand!
Und wir winden den Kranz — den Erntekranz!

Erntekranz willst du nicht Friedenskranz sein? —
Und wir neigen das Haupt und lauschen still,
Ob nicht das Ringen verrötheln will,
Ob nicht aus Tod und Not und Nacht
Endlich die wimmernde Erde erwacht
Zu des Friedenslags rosigem Schein?!

Ernteglad ist über Garten und Feld und Hag
Ausgestreut. Sennen singen ihr Lied.
Und der liebe Sommer lächelt und glüht
Warm und strahlend, lichtüberglänzt:
Alle Felder stehn ährenbekränzt!
Frieden, wann kommt dein Erntefest?
Ludwig Zeller.

Parlamentarisches und bureaukratisches Regierungssystem.

Von Heinrich Cunow.

Die jetzigen Verfassungskämpfe im Reichstage haben in der Presse allerlei Betrachtungen über den Wert und Unwert des parlamentarischen Systems ausgelöst. Während von der einen Seite das parlamentarische System, das heißt die Zusammenfassung der Ministerien aus den Führern der das Parlament beherrschenden Parteien, also das Parteiregiment der jeweiligen Parlamentsmehrheit, als ein „System der Volksgeltung“ gepriesen wird, durch welches das Volk jederzeit in der Lage sei, die Regierung zu jener politischen Haltung zu zwingen, die die Mehrheit des Volkes wünscht, wird von anderer Seite darauf hingewiesen, daß keineswegs, wie die Staatsgeschichte beweise, in den parlamentarisch regierten Staaten, und zwar selbst dort nicht, wo das Parlament aus allgemeinen, gleichen und direkten Wahlen hervorgeht, die Parlamentsmehrheit schon ohne weiteres die Herrschaft des Volkswillens oder auch nur des Mehrheitswillens bedeute. Weder das Regierungssystem noch die Staatsform und die Verfassungsart vermöchten zu garantieren, daß der Volkswille im Staatsleben durchdringe; denn nicht die äußere Form der Regierung entscheide, sondern das innere Kräfte- und Machtverhältnis, wie es im sozialen Entwicklungsgang eines Volkes historische Gestalt erlangt habe.

Die Tatsachen bewiesen, daß unter der republikanischen, ja selbst in ausgeprägter demokratischer Staatsformen mit allerlei Rechtsgarantien, wie z. B. in Frankreich, in den Vereinigten Staaten oder den südamerikanischen Republiken, eine Oligarchie skrupelloser Finanz-, Kunst- oder berufspolitischer Parlamentscliquen das Staatsruder in die Hand zu bekommen und in ihrem Interesse zu dirigieren vermöchte, während andererseits wieder, wie Englands Parlamentsgeschichte zeige, das parlamentarische Regime leicht zu einer Autokratie des als Kabinettsvorsitzenden fungierenden Leiters der herrschenden Partei ausarten könne. Sollte beispielsweise nicht Wilson mit Unterstützung der imperialistischen amerikanischen Politiker und ihrer Presse die nordamerikanische Union in einen Krieg hineinzuziehen vermocht, den die große Volksmasse gar nicht wollte und bei dem ein eigentliches Lebensinteresse der Union gar nicht in Frage komme.

Derartige Äußerungen findet man nicht nur in reaktionären Blättern, sondern auch in sozialistischen Kreisen, denen ein durch die Kriegereignisse geschärfter Blick gezeigt hat, daß es viel weniger auf die äußere Staats- und Verfassungsform als auf den politisch-ökonomischen Lebensinhalt des einen Staat bildenden Volkes ankommt.

Neu sind derartige Ausführungen gerade nicht, schon Montesquieu meint in seinem „Geist der Gesetze“, daß die äußere Staats- und Regierungsform wenig über den eigentlichen Charakter des Staates besage; und was die sozialistische Literatur anbelangt, so brauchen wir uns nur an Lassalles bekannten Vortrag über Verfassungsweisen und an die äußerst scharfe Kritik des amerikanischen, französischen, besonders aber englischen Verfassungslebens zu erinnern, die Karl Marx in seinen Artikeln für die „New York Tribune“ niedergelegt hat. Immer wieder hebt er die sich aus der britischen Konstitution als natürliche Folge ergebende parlamentarische Cliquenwirtschaft, Kompromißsucht und Amtsjugerei hervor. Und über das von Wilson so gelobte amerikanische Regime fällt Friedrich Engels (Bürgerkrieg in Frankreich, 3. Aufl., S. 12) folgendes Urteil:

„Nirgends bilden die „Politiker“ eine abgesonderte und mächtigere Abteilung der Nation, als gerade in Nordamerika. Hier wird jede der beiden großen Parteien, denen die Herrschaft abwechselnd zufällt, selbst wieder regiert von Leuten, die aus der Politik ein Geschäft machen, die auf Sitze in den gesetzgebenden Versammlungen des Bundes wie der Einzelstaaten spekulieren oder die von der Agitation für ihre Partei leben und nach deren Sieg durch Stellen belohnt werden. Es ist bekannt, wie die Amerikaner seit dreißig Jahren versuchen, dies unerträglich gewordene Joch abzuschütteln und wie sie trotz alledem immer tiefer in den Sumpf der Korruption hineinsinken. Gerade in Amerika können wir am besten sehen, wie diese Verfestigung der Staatsmacht gegenüber der Gesellschaft, zu deren höchsten Werkzeug sie ursprünglich bestimmt war, vor sich geht. Hier existiert keine Dynastie, kein Adel, kein stehendes Heer, außer ein paar Mann zur Bewachung der Indianer, keine Bureaucratie mit fester Anstellung oder Pensionsberechtigung. Und dennoch haben wir hier zwei große Vanden von politischen Spekulanten, die abwechselnd die Staatsmacht in Besitz nehmen und mit den korruptesten Mitteln und zu den korruptesten Zwecken ausbeuten.“

Wenn, durch die Erfahrungen des Weltkrieges belehrt, ein Teil der sozialdemokratischen Politiker zu dieser Erkenntnis unserer Altmeister zurückkehrt, kann man das nur begrüßen. Der seit etwa drei Jahrzehnten aufgewappelte Vulgärmarginalismus hat wie so manche andere Marginalauffassung auch diese verflacht und in völliger Durcheinanderverwirrung der Begriffe Gesellschaft und Staat, Gesellschaftsordnung und Staatsordnung, soziales Gesetz und staatliches Gesetz, der Staatsform eine Bedeutung angedichtet, die sie nicht hat. Woraus sich dann für ihn die Folgerung ergab, durch eine entsprechende Aenderung der Staatsrechtsordnung ließen sich nach Belieben die sozialen Zustände völlig ändern.

Nach der Marx'schen Auffassung ist umgekehrt die Staatsordnung bedingt durch die Gesellschaftsordnung. In jeder Gesellschaft setzt sich als Folge des wirtschaftlichen Lebensprozesses eine gewisse Regelung der Wechselbeziehungen, eine soziale Gliederung durch, ohne die der Wirtschaftsprozess sich gar nicht in stetiger Wiederholung zu vollziehen vermag. Diese Regelung bildet die Gesellschaftsordnung. Die Staatsordnung hingegen besteht in den von der Staatsgewalt zur Nachachtung für die Staatsbürger erlassenen, ihr gegenseitiges Verhalten zueinander regelnden staatlichen Gesetzen und Verordnungen. Deshalb nennt auch Marx den Staat „eine Einrichtung der Gesellschaft“ und bezeichnet ihn als deren „tätigen, selbstbewußten und offiziellen Ausdruck“. Das Recht eines Staates kann daher, wie er sagt, auch „nie höher sein als die ökonomische Gestaltung und dadurch bedingte Kultur- und Entwicklung der Gesellschaft“. Wohl kann ein Verfassungsrecht formell allerlei schöne Freiheiten verheißen, wenn aber die soziale Gliederung ihre Anwendung nicht gestattet, bleiben solche Bestimmungen auf dem Papier stehen.

Aber so wertvoll es für die Beurteilung der jetzigen Verfassungsfragen ist, die Abhängigkeit der Staatsordnung von der Gesellschaftsform zu begreifen, so verkehrt ist es, die Frage, ob ein autokratisch-bureaukratisches oder parlamentarisches Regierungssystem gelten soll, daraufhin kurzweg für gleichgültig zu erklären. Verbißt das parlamentarische System nicht dem Volkswillen bzw. Mehrheitswillen zur sicheren Geltung, so das autokratische oder bürgerliche System noch weniger. Schließt dort, wo sich auf Grund der wirtschaftlichen Lebensverhältnisse mächtige Finanz-, Handels- oder Grundbesitzercliquen herausgebildet haben, das parlamentarische System die Beeinflussung der Staatsverwaltung durch diese Cliquen keineswegs aus, so vermag ebensowenig das monarchisch-autokratische Regime sich, wie am besten die Cliquenwirtschaft unter dem früheren Parentum beweist, sich solchen Einflüssen zu entziehen. Und wenn unter dem parlamentarischen System die Minister sich nicht auf ihrem Platz zu halten vermögen, falls sie nicht bestimmte Parteigruppen hinter sich haben, so vermögen sie auch unter einer absolutistischen Monarchie sich nicht zu behaupten, wenn sie nicht von bestimmten Gruppen begünstigt und gestützt werden — nur sind das dann gewöhnlich keine politischen Parteigruppen, sondern Hofkreise, Kirchengroßen, Generalvereinigungen usw.; manchmal auch königliche Mätressen.

Zudem aber steht unzweifelhaft das parlamentarische System entwicklungsgeschichtlich höher als das autokratische. Es ist die Regierungsform fast aller Völker, die eine bestimmte Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung überschritten haben und zu einer sachgemäßen Vertretung ihrer sich im sozialen Lebensprozess ergebenden materiellen und geistigen Interessen streben. Ein Vergleich mit dem feudalen und kapitalistischen Wirtschaftssystem mag das näher erläutern. Sicherlich ist die kapitalistische Wirtschaftsweise keine ideale; sie mag sogar für einzelne Volksschichten schädlicher sein als das Feudalsystem. Dennoch stellt sie eine geschichtlich notwendige, höhere Entwicklungsstufe dar, eine Durchgangsstufe, die im Fortschritt zur sozialistischen Wirtschaftsform überwinden werden muß. Ähnlich verhält es sich auch mit dem parlamentarischen Regierungssystem. Trotz seiner Mängel steht es entwicklungsgeschichtlich höher als das autokratisch-bureaukratische und ist für Deutschland notwendig, wenn dieses die durch den Krieg herausgebrochenen großen Zukunftsprobleme lösen und im internationalen Staatensystem jenen Platz einnehmen will, zu welchem es seiner Größe und seiner Wirtschaftskultur nach befähigt ist. Ein moderner vorwärtstrebender Weltstaat kann nicht nach den Unenken des alten ständischen Preußens regiert werden. Die Regierung eines solchen Weltstaates kann nur dann ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie in einem kräftigen politischen Volksleben

wurzelt, von ihm immer wieder neue Anstöße erfährt und aus ihm neue Kräfte zieht.

Zudem vermag nur eine fortgesetzte Mitarbeit des deutschen Volkes an der Staatspolitik jene intensive Politisierung des deutschen Volkes zu bewirken, die für den Ausbau des Deutschen Reiches und seines inneren öffentlichen Lebens notwendig ist. Mitarbeit am Staatsbau rüttelt das politische Interesse auf und wirkt erzieherisch. Sie fördert nicht nur die politische Einsicht in die Lebensbedingungen des Ganzen, sondern auch die Selbstdisziplinierung und das Verantwortungsgefühl. Sie lehrt das politische Notwendige begreifen und zugleich den politischen Willen auf dieses Notwendige einstellen. Zudem eröffnet das parlamentarische System der sozialdemokratischen Arbeiterschaft immerhin bessere Möglichkeiten, sich selbst und ihren Interessen im Staat zur Geltung zu verhelfen als ein halbautokratisches Regime, das von außerhalb des parlamentarischen Lebens stehenden Kräften dirigiert wird — nötig dazu ist freilich, daß die Arbeiterschaft sich ihrer Bedeutung für den sozialen Lebensprozess bewußt wird und sich nicht in der bloßen Regation gefüllt, sondern ihre Macht in der Richtung einer auf erkennbare Ziele hinsteuernden Realpolitik zu gebrauchen weiß.

Die Marx'sche Theorie von der Bedingtheit des Staatslebens durch den sozialwirtschaftlichen Lebensprozess besagt denn auch durchaus nicht, daß für uns die Frage: „Parlamentarisch-demokratisches Regime oder bureaukratischer Obrigkeitsstaat?“ ganz gleichgültig sein kann. Das parlamentarisch-demokratische Regime wird vielmehr in unseren heutigen Gesellschaftsverhältnissen, wie Engels sich ausdrückt, „mehr und mehr zu einer unvermeidlichen Notwendigkeit“. Allerdings das sogenannte „beste“ Regierungssystem, wie manche Liberale behaupten, ist es nicht, und wenn in Anlehnung an Behauptungen aus sozialdemokratischer Politik erklären, das parlamentarische System sei viel wichtiger als die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts in Preußen, so beweisen sie damit nur, wie sehr sie in liberalen Staatstheorien stecken geblieben sind. Das Sonderbarste ist freilich, daß auch „Unabhängige“, die sonst dem Parlamentarismus sehr geringe Bedeutung für den Befreiungskampf der Arbeiter beimessen, plötzlich das parlamentarische System hoch einschätzen. Wie jemand, wenn er nichts vom Parlamentarismus hält, doch im parlamentarischen Regime eine der größten politischen Errungenschaften zu sehen vermag, ist schwer zu begreifen.

Kinder hält ein jeder!

Von Gertha Schall.

Multatuli, der holländische Dichter und Apostel der Menschenliebe, sagt einmal: „Es ist sonderbar, daß so viele Menschen sich erlauben, Kinder zu haben. Im Tiergarten kenne ich einen Aufseher, der mit den Tigern umzugehen weiß. Ein anderer ist für die Vögel geeignet. . . . Aber Kinder hält ein jeder.“

Ja: Kinder hält ein jeder! Es liegt eine tiefe, unendliche tiefe Tragik in der Wahrheit dieses Wortes, die Tragik der Wehrlosen, allem Ungemach, allem Leid, allem Schmerz willen- und maffenlos ausgeliefert. In allen anderen Dingen ist vor eines jeden Menschen Tun und Lassen die Verantwortung gesetzt. Nur das Kostlichste, das Menschen zuteil werden kann, das edelste Wunder der Natur, das Kind, glaubt jeder halten zu dürfen, auch der, dem nie der Sinn dafür aufgegangen ist, welche köstliches Gut er sein nennt und welche große, heilige Aufgabe ihm damit zugefallen ist. Tritt das Kind doch häufig in die Welt ein nicht als ein Erwünschtes und Ersehntes, sondern nur als eine vermeintlich unobwendbare lästige Folge selbstsüchtigen Verlangens oder gar eines zufallsgebornen Augenblicksrausches. Endlose Weiden und Warten sind dann, ach wie oft, das Los solcher armen aller Geschöpfe, die das Gesetz wohl zu schützen bestrebt ist, die es aber in seiner heutigen Form und deren Anwendung kaum wirklich oder gar nicht wirksam zu schützen vermag.

Wir können es nicht hindern, daß auch der Liebloseste, der Gleichgültigste, ja der Roheste und Gemeinste, daß von körperlicher und geistiger Krankheit Durchseuchte Kinder in die Welt setzen; sollten wir da nicht mindestens instande sein, zu verhindern, daß solche völlig ungeeigneten Kinder „halten“, das heißt: sie um sich, sie in ihrer Gewalt haben dürfen? Ist es nicht ein Hohn sondergleichen, daß man fortwährend um den Rückgang des Bevölkerungszuwachses jammert, während zahllose Geborene mangels ausreichenden Schutzes für ihr Leben und Gedeihen, des körperlichen, seelischen und geistigen, elendiglich verkümmern und vergehen? Während noch immer Kinder und Halbwuchser in den Tod geben aus Angst vor denen, denen sie doch über alles lieb sein müßten! Welch ungeheures Maß von Verständnislosigkeit muß nötig sein, ehe ein Kind freiwillig dieses Leben läßt, an dem doch jedes normale Kind mit tausend Feiern hängt!

Da hat sich vor einiger Zeit ein zwölfjähriges mütterloses Mädchen vergiftet; das Kind war dem Vater wegen schlechter Behandlung entzogen worden und lebte bei den Großeltern. Da kommt nun auf einmal der Vater und verlangt das Kind zurück und — erhält vom Gericht eine zusage Antwort! Die Zwölfjährige erfährt es und geht aus der Welt. „Denn“, so schreibt sie vorher noch an die Großeltern: „Vater hat meine Mutter in den Tod getrieben und jetzt mich auch.“ Wenn man derartiges liest, so fragt man sich vergebens: Wie ist so etwas nur möglich? Man spricht so oft von der Stimme des Blutes, die äußerlich einander fremd gewordene Blutsnahe zueinander zwingt. Ist es nicht viel mehr

die Stimme veränderten *J u h l e n s*? Und mühte nicht ungehebt schon die Abneigung eines Kindes — zumal eines so großen Kindes — gegen einen Elternteil ein *B e w e i s* sein für dessen Willkür? Oder zum mindesten für seine völlige Verständnislosigkeit, für seine Unfähigkeit, Kinder aufzuheben? Das Gesetz aber fragt nicht nach Liebe, nicht nach verständnisvoller Behandlung; nur *M i s s h a n d l u n g* wird bestraft, nur die Ueberforderung des sogenannten körperlichen Züchtigungsrechtes. Denn, ach, noch immer gibt es ein solches Recht! Wo aber ist hier die Grenze, was ist nur Züchtigung, was Mißhandlung? Die unglücklichen kleinen Opfer dieses Rechtes wissen es wohl kaum zu sagen; und, wenn sie es wüßten, würde ihr Zeugnis allein nicht gelten; sie müssen ihre Martern ertragen, falls ihnen nicht in einem gelegentlichen Zeugen einmal ein Anwalt erfährt. Und wie gering ist auch dann noch der Schutz, der ihnen zuteil wird! Wer ein Kind, ein fühlendes, empfindendes Geschöpf körperlich demütigt und schädigt, wird ja oft kaum härter gestraft als der, der sich am toten Eigentum eines anderen vergreift, häufig sogar noch weit geringer.

Eine Mutter mißhandelte ihr uneheliches Kind so, daß der Rücken des Kindes nach der Feststellung durch den Gerichtsarzt 30 bis 40 Striemen (!!) aufwies und „auch andere Körperteile die Spuren rohester Mißhandlung“ trugen. Vor Gericht gab sie an, ihr Züchtigungsrecht nicht überschritten zu haben, weil der Knabe bei der Großmutter, wo er vorher erzogen worden war, verwahrloßt und weil er stark verlogen sei! Und das Gericht verurteilt sie zu — ganzen 6 Monaten Gefängnis, da es berücksichtigt, daß sie *n i c h t a u s u n e d l e n M o t i v e n* gehandelt habe. Was mag aus diesem Kinde werden, wenn es nach Ablauf der 6 Monate wieder der Pflege dieser „nicht unedlen“ Mutter ausgeliefert wird?

Der Vater einer größeren Kinderfamilie, dessen jüngstes Kind wegen Vernachlässigung und schlechter Behandlung der väterlichen Gewalt entzogen und dem Verein gegen Ausbeutung und Mißhandlung von Kindern überwiesen worden war, hat eines seiner anderen Kinder, eine halbwüchsige Tochter, wegen einer kleinen Räuberei zunächst so geschlagen, daß ihr Körper 40 bis 50 Verletzungen aufwies. Am andern Morgen fällt das arme Mädchen, vermutlich geschwächt durch die vorhergegangene Mißhandlung, mit einem Eimer heißen Wassers hin und verbrüht sich erheblich den Arm. Der abends heimkehrende Vater, der das Kind im Bett liegend findet, denkt nicht im mindesten daran, einen Arzt zu rufen; auch, daß das Kind noch in der Nacht stirbt, regt ihn nicht im geringsten auf. Urteil: 1 Jahr und 6 Monate Gefängnis. Nach Ablauf dieser Frist kann er ja von neuem auf die ihm noch gebliebenen Kinder losgelassen werden!

Neben diesen verhältnismäßig wenigen Fällen, von denen die Öffentlichkeit durch Gerichtsverhandlungen erfährt, gibt es dann noch zahllose andere, die *n i e a n s T a g e s l i c h* kommen müssen, weil niemand auf das leise Wimmern, das angstvoll stumm ertragene Leid der heimlich Gepeinigten aufmerksam wird; irgendwo stirbt dann einmal ein Kind; wer weiß, woran? Es war eben *schwach* gewesen.

Manche andere Kinder werden „nur“ gelegentlich einmal vergessen, ganz ohne Absicht irgendwo stehen gelassen, so wie man auch einen Regenschirm einmal stehen läßt. Man frage nur bei den Aufsichtsbearbeitern großer öffentlicher Gärten an; wie oft verlieren Eltern dort ihre Kinder plötzlich aus den Augen und gehen dann abends ruhig heim, ohne sich um den Verbleib der Kinder irgendwo zu kümmern, nach ihnen zu suchen oder im Garten nach ihnen zu fragen.

Und allen solchen Menschen ist es gestattet, Kinder zu „halten“!

Dürfen wir das weiter ruhig mit ansehen? Gibt es kein Mittel, die Schwachen, Hilflosen zu erlösen, zahllose Leben zu retten, zu kräftigen, den Vernachlässigten Liebe zu bieten?

Wohl wird das eine oder andere Kind von der Polizei umnenntlichen Eltern fortgenommen und der Jugend-

fürsorge zugeführt; was aber muß solch unglückliches kleines Geschöpf bis dahin erst erlitten haben! Und was bedeutet der späte, ach so späte Schutz dieser Wenigen gegenüber der großen Zahl ihrer Leidensgenossen, gegenüber der ungeheuerlichen Tatsache, daß selbst wegen Mißhandlung bestraft die Möglichkeit bleibt, von neuem Mißhandlungen auszuüben, ja daß Kinder, die ihnen einmal entzogen wurden, zum zweitenmal in ihre Gewalt gegeben werden können? Wir brauchen unbedingt einen weiteren Ausbau unserer Gesetzgebung nach dieser Richtung hin: keinem, der wegen Mißhandlung bestraft oder dem ein Kind wegen Roheit oder Vernachlässigung entzogen wurde, dürfte *j e m a l s* wieder gestattet werden, irgend ein Kind um sich zu halten; und werden ihm später andere Kinder geboren, so müßten sie von der Geburt an gegen ihn geschützt, von Staats wegen ihm entzogen werden.

Und der Staat, der, wie schon erwähnt, doch ein starkes Interesse hat am Bevölkerungszuwachs, warum nimmt er sich nicht all der um Elternliebe betrogenen Kinder an, warum erregt er ihnen nicht die Eltern, warum baut er nicht große Häuser, in denen liebevolle warmherzige „Mütter“ und „Väter“ den Heimen der „Staatskinder“ vorsehen, ihnen darin ein wahres Elternhaus bieten?

So manchem Kindesmartyrium könnte wohl auch weit schneller als jetzt ein Ende bereitet werden, wenn die Lehrer in noch erhöhtem Maße ihr Augenmerk auf die körperliche und seelische Verfassung ihrer Schüler richten und sich gelegentlich eingehend mit ihren häuslichen Verhältnissen befassen wollten. Spricht nicht oft der wehe Blick der Hilflosigkeit aus einem Kinde deutlicher als alle Worte? Erzählen nicht häufig ein abgekehrtes dürriges Körperchen, übergroße Schwäche und ständige Müdigkeit eines Kindes, geistiges Zurückbleiben und noch so manches andere Anzeichen von dem Elend seines Daseins? In solchen Fällen nach den Ursachen zu forschen, ist die Aufgabe eines jeden, dem auch nur die geringste Möglichkeit dazu gegeben ist, um, wo es nützt, rettend eingreifen zu können.

Max Dauthendey.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag.

Die Siege des Naturalismus, vor bald dreißig Jahren, hatten sich mit verhältnismäßiger Schnelle vollzogen. Sein Lebensgefühl, das Gefühl sozialer und physiologischer Bedingtheit, entsprach in harter Weise dem allgemeinen Lebensgefühl, wie es sich einerseits, als Folge der ungemessenen Industrieentwicklung, unter der lebendigen Erfahrung der wirtschaftlichen Abhängigkeiten und andererseits unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Feststellungen gebildet hatte. Von den Wissenschaften kam auch die Methode: Sachlichkeit und Genauigkeit der Beobachtung und Wiedergabe. Es kam dem Naturalismus auf die Wahrheit des Lebens an, auf die unbeirrte Wirklichkeitsstreue. So entstand jene Form breiter nichts ausschließender Lebensdarstellung, jener physiologischer Impressionismus, der sich als scharfe Reproduktion von Wirklichkeitsindrücken in einer Art von photographischer Momenttechnik darstellte.

Aber schon in den Tagen der naturalistischen Hochflut setzten Gegenströmungen ein. Der Naturalismus war soziologisch gerichtet; er sah das Individuum nicht. Mit seinem Wirklichkeitsförmig blieb er am Zuständlichen kleben, sagen wir: an den Stoffwechselvorgängen des Lebens; die Phantasie hatte keine Berechtigung für ihn. Und in seiner Wissenschaftlichkeit war er ungeistig. Seine Rollenbücherei zugegeben: lag seine Enge und Einseitigkeit klar vor Augen. Er hatte die Raffeseele darzustellen vermocht. Wobor er aber verlor, das war die Seele des modernen Ausnahmemenschen in ihrer neuartigen, unendlich differenzierteren Reizsamkeit. Und von dort her kamen die Frondeure. Man nannte die Namen Strindberg, Galsworthy, Barres, Maeterlinck, Mallarmé, Wilde, Jacobson, zum erstenmal; und die Dehmel, Prigodszewski, Scheerbar, Rombert, George, jeder von anderer Seite, waren doch einig in der

Tendenz: Ueberwindung des Naturalismus durch eine neue geistige Kunst, die die Seele, die Phantasie wieder in ihr Recht setzt. Es waren die neunziger Jahre, das Jahrzehnt der genialen Anfänge. Freilich vermodete auch diese Bewegung, in einer entgötterten, nach neuen Lebensideen sich durchstößenden Zeit, dem Naturalismus kein geschlossenes, geistiges und künstlerisches Weltbild entgegenzusetzen und damit keine große Form. Die Methode blieb impressionistisch, nur diesmal auf die inneren Vorgänge angewandt, auf die „Stimmungen“ des Individuums. All das Anausprechliche, kaum Gefühle der modernen Ausnahmeseele wurde hier in einer neuen, „symbolischen“ Klang- und Bildkunst von äußerster Verfeinerung ans Licht geholt.

Mit dieser Bewegung herauf kam auch Max Dauthendey. Hier ist seine geschichtliche Stelle. Um 1895 erschien sein Gedichtwerk „Ultra Violet“, „Einsame Poesien“; damals ein Gelächter für alle Banalitäten, in Wirklichkeit aber eine Tat von künstlerisch revolutionärer Bedeutung. Mit der Aufschrift wollte der Dichter besagen, daß diese Gebilde seiner Phantasie Seelenstrahlen seien, jenseits der Grenzen gewöhnlicher, „naturalistischer“ Sichtbarkeit. Das Werk war ein Tagebuch seltener Stimmungen; Ergüssen verzückter Sinne, die in Klängen, Farben, Düften schwelgten. In der Einsamkeit nordischer Landschaft, von allem Verkehr mit Menschen abgeschieden, war die Natur dem Dichter in seiner Reizbarkeit zum Ereignis geworden, zu einem Stimmungsgelebten; in dem seine eigene Seele sich mit den sinnlichen Reizen der Dinge mischte, und er suchte, den jeweiligen Augenblick in impressionistischen Versnoten festzuhalten. Daß Dauthendey auf jedes erläuternde Jahwort verzichtete, machte das Eindringen schwierig. Vorbedingung war eine ungeheure Empfindlichkeit des sensiblen Apparates und Bereitwilligkeit zu nachschaffender Hingabe. War dies zu geben, so verwandelten sich die toten Stimmen zu einem berausenden Kongert nie erlebter Sinnesindrücke.

In dem Buch herrschte der Farbensinn. Alles war auf Farbe bezogen. Klang und Duft setzten sich in Farbtöne um. (Bei E. Th. A. Hoffmann findet man ein gleiches, bei Otto Ludwig, Baudelaire. Aber auch Seelisches wird in Farben ausgedrückt, wie in der Totenfeier-Stimmung: „Weim Paternoster schwingt die Luft. Vom Kirchturm wälzen sich Metallwellen. Schwarze Kreise breiten sich. Im Schwarzen ein Weiß mit großen schluchzenden Augen. Die schwarzen Kreise weiten sich und ziehen sich zusammen und die weißen Augen und weiten sich und ziehen sich zusammen. Sie durchdringen das Licht, alle Farben, durch alles geht ihr Rochen und Wogen widerstandslos.“ Diese Farbensinn hat in der Zeit ihre Entsprechung in der Malerei der Ludwig von Hofmann und Edoard Munch. Es gibt in „Ultra Violet“ Gedichte, die wie in Worte umgesetzte Bilder dieser Künstler wirken. In dem neuartigen des malerischen Sehens liegt das Neue, Ausschlaggebende des Dauthendey'schen Buches. Die Farbe ist das ursprüngliche Erlebnis des Dichters. Dauthendey ist der Farbensinn der deutschen Lyrik und seine eigenste Kunst ist die Kunst des Landschaftlichen.

Will man Dauthendey's Bedeutung formulieren, so ist zu sagen: Er hat die Landschaft dem modernen Auge neu erschlossen. Aus einer unendlich verfeinerten, nervösen Beeindruckbarkeit ist ihm ein ganz neues Sehen und Empfinden geboren worden und ein verschärftes Vermögen des Ausdrucks, und in seinen bewegten Rhythmen hat er die künstlerisch adäquate Sprache für das Verhältnis der modernen Seele zur Natur gefunden.

Eine solche Lebenswirkung, eine solche Seelenwirkung geht freilich von den „Ultra Violet“-Impressionen noch nicht aus. Dauthendey ist in ihnen nur einsames Ich. Die Welt ist ihm nur eine Summe von Sensationen, von Stimmungen, an denen eigenwillig unbestimmter Aufzeichnung er sich genügt. Erst mühte ihm ein Du erwachsen, eine lebendige Gegenstimme, aus der mehr zu ihm sprach als die Reizung toter Dinge. Das erotische Erlebnis mühte ihn zu den andern hinreißend und zur Welt. Er mühte das Leben fühlen, Blut in Blut. In dem folgenden Buche, „Reliquien“, vollzieht sich, manchmal erschütternd, dieser Übergang, aus dem ein neues Verhältnis zum Sein sich herausbildet. Durch die Liebe erwacht Dauthendey zum Leben, und sie wird ihm zum Mittel-

Auf dem Eise.

Von Hermann Hesse.

Damals sah mir die Welt noch anders aus. Ich war zwölfjährig, Jahre alt und noch mitten in der vielstimmigen, reichen Welt der Knabenfreuden und Knabenschwärmereien befangen. Nun dümmerte schüchtern und listern zum erstenmal das weiche Fernblau der gemilderten, innigeren Jugendliebe in meine erstauete Seele.

Es war ein gar langer, strenger Winter, und unser schöner Schwarzwaldfluß lag wochenlang hart gefroren. Ich kann das merkwürdige, gruselige entzückte Gefühl nicht vergessen, mit dem ich am ersten bitterkalten Morgen den Fluß betrat, denn er war tief und das Eis war so klar, daß man wie durch eine dünne Glasscheibe unter sich das grüne Wasser, den Sandboden mit Steinen, die phantastisch verschlungenen Wasserpflanzen und zuweilen den dunklen Rücken eines Fisches sah.

Halbe Tage trieb ich mich mit meinen Kameraden auf dem Eise herum, mit heißen Wangen und blauen Händen, das Herz von der starken, rhythmischen Bewegung des Schlittschuhlaufens energisch geschwollt, voll von der wunderbaren gedankenlosen Genusskraft der Knabenzeit. Wir übten Wettlauf, Weitsprung, Hochsprung, Fliehen und Fallen, und diejenigen von uns, welche noch die altmodischen beinernen Schlittschuhe mit Bindfaden an den Stiefeln befestigt trugen, waren nicht die schlechtesten Läufer. Aber einer, ein Fabrikantensohn, besaß ein Paar Galifaz, die waren ohne Schnur oder Riemen befestigt, und man konnte sie in zwei Augenblicken anziehen und ablegen. Das Wort Galifaz stand von da an jahrelang auf meinem Weihnachtswunschkettel, jedoch erfolglos; und als ich zwölf Jahre später einmal ein Paar recht feine und gute Schlittschuhe kaufen wollte und im Laden Galifaz verlangte, da ging mir zu meinem Schmerz ein Ideal und ein Stück Kinder glauben verloren, als man mir lächelnd versicherte, Galifaz sei ein veraltetes System und längst nicht mehr das Beste.

Am liebsten lief ich allein, oft bis zum Einbruch der Nacht. Ich kaufte mir, lernte im raschesten Schnelllauf an jedem beliebigen Punkt halten oder wenden, schwebte mit Fliegergenauigkeit balancierend in schönen Bogen. Viele von meinen Kameraden benutzten die Zeit auf dem Eise, um den Mädchen nachzulaufen und zu hofieren. Für mich waren die Mädchen nicht vorhanden. Während andere ihnen Ritterdienste leisteten sie schnüchtern und schüchtern umkreisten oder sie küßten und stofften in Paaren führten, genoss ich allein die freie Lust des Gleitens. Für die „Wädelstücker“ hatte ich nur Mitleid oder Spott. Denn aus den Konfessionen mancher Freunde glaubte ich zu wissen, wie zweifelhaft ihre galanten Genüsse im Grunde waren.

Da, schon gegen Ende des Winters, kam mir eines Tages die Schulerneuerung zu Ohren, der Nordkoffer habe neulich

abermals die Emma Meier beim Schlittschuhausziehen gefügt. Die Nachricht trieb mir plötzlich das Blut zu Kopfe. Geführt! Das war freilich schon was anderes als die faden Gespräche und schweigen Händedrücke, die sonst als höchste Wonnen des Mädchensiebens geprüften wurden. Geführt! Das war ein Ton aus einer fremden, verschlossenen, schein geahnten Welt, das hatte den ledernen Duft der verbotenen Früchte, das hatte etwas Heimliches, Poetisches, Unnennbares, das gehörte in jenes dunkelfüße, schaurig lodende Gebiet, das von uns allen verschwiegen, aber ohnungsvoll gekannt und streifweise durch fagenhafte Liebesabenteuer ehemaliger, von der Schule derweilener Mädchenhelden beleuchtet war. Der „Nordkoffer“ war ein vierzehnjähriger, Gott weiß wie zu uns verblagener Hamburger Schulfuge, den ich sehr verehrte, und dessen fern der Schule blühender Rubin mich oft nicht schlafen ließ. Und Emma Meier war unbestritten das hübscheste Schulmädchen von Gerbersau, blond, schlank, stolz und so alt wie ich.

Von jenem Tage an wälzte ich Pläne und Sorgen in meinem Sinn. Ein Mädchen zu küssen, das übertraf doch alle meine bisherigen Ideale, sowohl an sich selbst, als weil es ohne Zweifel vom Schulseize verboten und verpönt war. Es wurde mir schnell klar, daß der solenne Minnedienst der Eisbahn hierzu die einzige Gelegenheit sei. Zunächst suchte ich denn mein Meuberes nach Vermögen hoffähiger zu machen. Ich wandte Zeit und Sorgfalt an meine Friseur, machte peinlich über die Sauberkeit meiner Kleider, trug die Pelzmütze manierlich halb in der Stirn und erbettelte von meinen Schwestern ein rosenrot seidenes Foulard. Zugleich begann ich auf dem Eise die etwa in Frage kommenden Mädchen höflich zu grüßen und glaubte zu sehen, daß diese ungewohnte Huldigung zwar mit Erstaunen, aber nicht ohne Wohlgefallen bemerkt wurde.

Wiel schwerer wurde mir die erste Anknüpfung, denn in meinem Leben hatte ich noch kein Mädchen engagiert. Ich suchte meine Freunde bei dieser ersten Zeremonie zu belauschen. Manche machten nur einen Wüchling und streckten die Hand aus, andere stotterten etwas Unverständliches hervor, weitaus die meisten aber bedienten sich der eleganten Phrase: „Hob' ich die Ehre?“ Diese Formel imponierte mir sehr, und ich übte sie ein, indem ich zu Hause in meiner Kammer mich vor dem Ofen verneigte und die feierlichen Worte dazu sprach.

Der Tag des schwereren ersten Schrittes war gekommen. Schon gestern hatte ich Werbegebunden gehabt, war aber mutlos heimgekehrt, ohne etwas gewagt zu haben. Heute hatte ich mir vorgenommen, unweigerlich zu tun, was ich so sehr fürchtete wie ersehnte. Mit Herzflopfen und todbekommen wie ein Verbrecher ging ich zur Eisbahn, und ich glaube, meine Hände zitterten beim Anlegen der Schlittschuhe. Und dann stürzte ich mich in die Menge, in weitem Bogen ausholend, und bemüht, meinem Gesicht einen Rest der gewohnten Sicher-

heit und Selbstverständlichkeit zu bewahren. Zweimal durchlief ich die ganze lange Bahn im eiligsten Tempo, die scharfe Luft und die heftige Bewegung taten mir wohl.

Blötzlich, gerade unter der Brücke rannte ich mit voller Wucht gegen jemanden an und taumelte bestürzt zur Seite. Auf dem Eise aber sah die schöne Emma, offenbar Schmerzen verbeißend, und sah mich vorwurfsvoll an. Vor meinen Blicken ging die Welt im Kreise.

Gelbst mir doch auf! sagte sie zu ihren Freundinnen. Da nahm ich, blutrot im ganzen Gesicht, meine Mütze ab, kniete neben ihr nieder und holt ihr aufstehen.

Wir standen nun einander erschrocken und fassungslos gegenüber, und keines sagte ein Wort. Der Pelz, das Gesicht und Haar des schönen Mädchens betäubten mich durch ihre fremde Nähe. Ich begann mich ohne Erfolg auf eine Entschuldigung und hielt noch immer meine Mütze in der Faust. Und plötzlich, während mir die Augen wie verschleiert waren, machte ich mechanisch einen tiefen Wüchling und stammelte: „Hob' ich die Ehre?“

Sie antwortete nichts, ergriff aber meine Hände mit ihren feinen Fingern, deren Wärme ich durch den Handschuh hindurch fühlte, und fuhr mit mir dahin. Mir war zumute wie in einem sonderbaren Traum. Ein Gefühl von Glück, Scham, Wärme, Lust und Verlegenheit tauchte mir fast den Atem. Wohl eine Viertelstunde liefen wir zusammen. Dann machte sie an einem Halteplatz leise die kleinen Hände frei, sagte Danke schön! und fuhr allein davon, während ich verspätet die Pelzkappe zog und noch lange an derselben Stelle stehenblieb. Erst später fiel mir ein, daß sie während der ganzen Zeit kein einziges Wort gesprochen hatte.

Abendlied in schwerer Zeit.

Nun geistert graue Dämmerung,
nach Hause woll'n wir gehen.
Bang uns're Herzen schlagen,
wir schau'n uns an und fragen
und können's nicht verstehen.

Bedrückend aus der Weite
irrt heimatlose Not,
Heimweh verfluchter Brüder,
und starke Seelen wieder
ergeben sich vom Tod.

Lieb Blümlein, Gott genade,
Der dunkle Tod geht um,
Halmfaat in finstren Feldern,
wird Glück in nächst'n Wäldern,
wir weinen um euch stumm.

In unsern Herzen tragen
wir übergroßes Leid
und fühlen tief Erschauern,
wir ducken uns und trauern
und altern vor der Zeit.

Heim, heim. Schon fall'n die Feuer
grelleuchtend in die Nacht.
Gram singt den Kindern Lieder,
die Kerzen schmelzen nieder,
die Uhren ticken fast.

grund des Seins und zum Inhalt einer neuen, alleinenden Weltreligion.

Der aristokratische Egoist tritt damit aus dem Tempel der Abgeschlossenheit heraus, wird in gewissem Sinne banaler, aber auch lebensnäher und lebensvoller. Ja, es drängt ihn jetzt sogar über die Grenzen seiner eigenen Kunst hinaus: er schreibt Romane, Dramen, einen Roman. Schön sind die asiatischen Geschichten: „Lingani“ und „Nacht Gesichter am Vinsase“, um der Kunst der Farbe willen. Wesentlich aber bleibt doch der Dichter, in dessen Blut durch die Liebe erst die Melodie, die Musik der Welt geweckt worden ist.

Mit solcher Verwandlung des inneren Wesens hat sich dem Dichter auch das Gefühl der Landschaft gewandelt. Was ihm früher nur sensitiver Stimmungszug war, wird ihm jetzt blutdurchpulstes, bewegtes Sein. Die stitzenhafte Niederschrift wird zum innerlich durchseelten Bilde, zu einem intimen Bild Leben voll farbiger Bewegtheit. Dauthendend entdeckt das Seelische der Landschaft, ihr Eigenleben, und er sucht es im freien, atmenden, dem Pulsschlag der Dinge sich anschmiegenden Rhythmus seines biegsamen Verses festzuhalten. Die farbige Intimität solcher Gedichte, vor allem derer, in denen die Heimat, das fränkische Hügelland sich spiegelt, ist von höchstem Reiz. Sie haben, um einen Vergleich zu geben, etwas von der Zartheit und eigenartigen Lebendigkeit japanischer Holzschlitten. . . .

Dauthendend ist am 25. Juli 1867 geboren. Von seinem Leben erzählte die Bücher „Der Geist meines Vaters“ und „Gedankengut aus meinen Wanderjahren“. Auf einer Weltreise begriffen, wurde er im Sommer 1914 vom Ausbruch des Weltkrieges in den asiatischen Gewässern überrascht. Er konnte sich nach Holländisch-Java in Sicherheit bringen. Bemühungen, ihm die ersehnte Heimreise zu erwirken, wurden von England abgewiesen.

Seine Bücher erscheinen bei Albert Langen, München. P. H.

Spanische Arbeiter.

Reiseindrücke von Franz Kuppers.

Auf der kurzen Fahrt von Madrid nach Toledo bin ich nur mit Arbeitern zusammen gereist, und ich muß gestehen, daß ich selten in besserer Gesellschaft in der Eisenbahn gefahren habe. Sie hätten „Kasse“, d. h. die besonderen Merkmale ihres Stammes waren nicht durch fremdes Blut oder Erziehung und Schicksal abgeschwächt worden. Kräftige, etwas kurze Gestalten, große gebräunte Langgesichter mit starken Knochen, magerem Fleisch, romanischer Nase, weit offenen, dunklen Augen, aufgestülpten Lippen. Dazu das schwarze Haar, so daß der Kopf etwas Jüdisches hat, alle Alphons XIII. „wie aus dem Gesicht geschnitten“. Einer erfreute sich eines anregenden Schwipps und wurde geneckt, so daß ich oft Gelegenheiten fand, das himmelöffnende spanische Lachen zu hören und zu sehen. Aber doch immer Maß und Haltung in ihrem Lustigsein. Die Tracht nicht bloß eine Bekleidung, sondern auch ein Schmuck. Samthose mit Wand unter dem Anie, kurze Sackhose, farbiges Chemisett mit bunten Knöpfen, schwarzes Hüttchen, schirmlose Samtmütze. Alle die Kanta, die zusammengeschlagene grohrautige Decke über der Achsel. Dieses Attribut wird uns von jetzt an immer begleiten. Es wirkt wie eine Trenne, wenn einmal die Markteleiter der Affekte das Kostentum einer Geste übersteigen will. Fabius hat vor den karthagischen Konsularen seine toga traxerata nicht pathetischer auseinander gefaltet, als der spanische Arbeitermann sich diesen Schein an den kühlen Abenden im Hals und Schultern wirft.

Zum ersten Male der „Bodbeutel“ aus Ziegenleder: ein Sippen spricht von Mann zu Mann in die weit aufgesperrten Mäuler, und aus Wasserdurst, Ebergebissen und Solidarität über bunten Futterfäden springt uns denselbenwertes Urgefühls ins Gesicht. — Der Caballero raucht nur Zigaretten. Deshalb interessiert er sich lässig für meinen Raub: tabaco, pipa, Alcañama, das ist alles, was ich selbst mit Hilfe meines Lippenwerkens laun. Dieser aber muß von Hand zu Hand gehen und entfesselt Oskane der Geiterleit. Schließlich Zeichensprache. „Claro! Claro!“ „Comprendo!“ — ein drohendes Raten und Rapiere vor einem Marionettentheater. Zuletzt der Angeheirte: trampfhaftes Saugen an seinem Papirros, den Finger zwischen die Klaffen der Zähne und als Schluß eine so groteske Miene des Erbrechens, daß die Brüder sich zu Scherben lachen wollen. Jetzt wußte ich, warum sie keine Pfeifen rauchen. Auch mein geschmuggelter Schag wird benasenscheinigt. Einer drückt den krümeligen schwarzen Tabak aus seinem Zigarettenstängel heraus, degradiert ihn zum Prim, und der von dem Reineigen neugefüllte wandert von Mund zu Mund. Das allgemeine Kopfschütteln verwandelt sich aber in einleuchtende Bewunderung vor den sieben Taschen meines Rucksacks. — Als ich ihnen später plausibel mache, wie lang die Pfeifen sind, die wir zu Hause rauchen, kann der Spazmacher sich gar nicht genug tun in lustigen Einfällen.

Das hätte man diesen großen Kindern nicht angesehen, daß sie als Organisationen eine der allerhöchsten Sorgen für den inneren Frieden bedeuten, weil sie sich nur ganz geringer sozialer Fürsorge erfreuen. Das Budget sieht nur etwa 1 Million Peseten (800 000 Mk.) für die soziale Beschäftigung vor, die aber, abgesehen von der Unfallversicherung, meist papierne Entwürfe bleiben. Auch Unfallsprüche bedürfen oft genug, um verwirklicht zu werden, des Einschreitens der Arbeiterverbände. Hinzu kommt ein unerbittliches Verbot der wirtschaftlichen Schwachen mit Abgaben bei außerordentlicher Verteuerung der Lebensmittel. Die Besitzenden wissen sich nicht bloß durch gesetzliche Klauseln und Kapitalauswanderung vor dem Steuerfiskus zu schützen, sondern sich auch den geschwägigen Verpflichtungen durch Verheimlichen und caequistische Nachenschaften zu entziehen. In Kastilien sollen die Hintanhaltungen bis zu 50 Proz. ausmachen. Den Staat betrügen zu können, ist eine geschichtliche Lieblingsstudie Iberiens. Endlich trifft die Heerespflicht vorwiegend die ärmeren Klassen.

Da äußert sich denn das Temperament, das aus diesen lachenden Zähnen hervorblitzt, in scharfen Opposition, und die Regierenden wissen, daß es vor Revolution und Bürgerkrieg nicht Halt macht. Diese harmlosen Serie haben im Juli 1909 einen fünfjährigen blutigen Aufstand in Barcelona angezettelt, 1911 Dynamitdepots besetzt und eine systematische Zerstörung der Eisenbahn- und Telegraphenlinien vorbereitet. Die Aufstände der Grubenarbeiter von Bilbao 1910 (einem alten Herd der Revolutionen, der schon von 1890 bis 1906 siebenmal, und sechs Generalstreiks erlebt hatte) und die Verführung der Tagelöhner von zehn auf neun Stunden, stieß auch Aragonien und Katalonien in Brand. Im Jahre 1911 aber bringt der spanische Arbeiter das ganze Land nahe an den Umsturz. Die Bewegung begann unter den Bauarbeitern der Hauptstadt und setzte sich als Generalstreik über Saragossa, Bilbao, Valencia, Sevilla und Asturien fort, artete in Barcelona in Anarchie aus und konnte von Canalejas nur durch ein hartes Truppenaufgebot unterdrückt werden. Im Zusammenhang mit solchen Vorgängen war kurz vorher eine Meuterei auf dem Kreuzer Numancia ausgebrochen. Nach 1912 hindurch blieb es in den genannten Gebieten unruhig. Aber 1913 stand wiederum die Revolution infolge eines allgemeinen Aufstandes der Eisenbahner vor der Tür. Die Regierung sah sich genötigt, alle Mannschaften der Jahrgänge 1907—1911 zu mobilisieren und die Schienen militärisch zu besetzen. Indes die Auf-

rständlichen hatten Erfolg. Die Compannias rückten mit dem höheren Lohn und der genauen Einhaltung der wöchentlichen Ruhezeit heraus, während Canalejas sich persönlich verpflichtete, den Cortes eine Reform des Eisenbahngesetzes zugunsten der Arbeiter vorzulegen. Ein neuer großer Eisenbahneraufstand im Sommer 1916. Die industrielle Arbeiterschaft ist es, die Spanien aus seiner Indolenz aufweckt und ihm die Zukunft des letzten Jahrhunderts immer wieder ins Gewissen ruft. Die kleine Gruppe der gelehrten Fortschrittler rührt das Land weniger. Aber man sollte bei dem unermüdeten und bei dem einseitigen Scherz auslachenden Gesicht Spaniens nicht vergessen, daß es auch in Geistesleben und Wirtschaft ein ganz anderes aussehen könnte, wenn es wollte und mühte.

Die Landarbeiter verhalten sich ruhiger, nicht weil sie besser daran wären, sondern weil sie nicht so vergesellschaftlicht und auch königstreuer und politisch mißtrauischer sind. Ihre Lage ist, mangels fast jeden sozialgerichtlichen Schutzes, erbärmlich geworden. Die spanischen Nachtarbeiter — abgesehen von Karl III. — neigten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts dazu, sich wenig um die Kleinbauern zu kümmern, es sei denn, daß sie die Steuerlast gerade auf diese stillhalten abwälzten. Darin findet eine Statistik von 1819 den Hauptgrund der Entvölkerung, und um dieselbe Zeit wundert sich Benito de Peralosa, wie auf dem Lande überhaupt noch Menschen leben könnten, während doch dort gerade „die höchsten Steuerzahler zwischen hungerndem Vieh in Lehmhütten“ wohnten. Auch heute reiht sich die Landbevölkerung durch massenhafte Auswanderungen. Neuerdings hat sich der soziale Katholizismus ihrer unter Anwendung des Gesetzes über Ackerbaufundate (1906), das korporative Unternehmungen, Steuerfreiheit und Belehrung der Landarbeiter ins Auge faßt, besonders angenommen. Die Zahl der Auswanderer, deren Hälfte aus Landarbeitern besteht, die meistens nach Amerika gehen, um nicht mehr zurückzukehren (wie es bei den Italienern durchweg wohl geschieht), ist von 1885—1896 von 40 000 auf 108 000 gestiegen und erreichte 1910 die amtliche Ziffer von 183 000. Tatsächlich ist sie noch um 15 000 bis 20 000 höher. Solange es Spanien, die Bedingungen zu schaffen, um die Auswanderung wesentlich zu beschränken, so würde es in nicht allzu ferner Zeit Frankreich an Einwohnerzahl überholen, während ihm jetzt gerade die Kräfte entzogen werden, die jene Bedingungen schaffen müßten. Der Geburtenüberschuß betrug 1912 in Spanien 221 632; in Frankreich 57 911. Spanien hat 20 Millionen, Frankreich hat 39,5 Millionen Einwohner.

Aber die soziale Frage ist in Spanien nicht bloß eine Arbeiter-, sondern eine ebenso brennende Mittelstandsfrage.

Faßt hätte ich über die kindlichen Amusements vergessen, zum Fenster hinauszusehen.

Das Gelände zwischen Madrid und Toledo ist gut bebaut. Merkwürdig, daß ich hier in Mittelspanien gar nicht einer so subtropischen Vegetation begegne, wie in Südfrankreich. Der Pflanzentumult im Tajal von Toledo ist, so weit man dies von der Bahn aus beurteilen kann, fast wie in einem deutschen Pinus, nur erschöpfter — abgesehen von einigen Eufasypusdämonen und den kurzen zerstreuten Kadelhölzern auf den trockenen Bergen. —

(Länder und Völker beschreibende, selber auch erlebende Bücher hat uns der Krieg zur Genüge geliefert. Es ist kaum noch ein Land, das nicht irgendwie „Kriegsinteressent“ geworden. Unter diesen vielen Schriften ragt eine hervor; Franz Kuppers: Spanien unter Kreuz und Halbmond. (Verlag von Klinkhardt u. Biermann, Leipzig.) Es ist ein Wanderbuch voll frischer Einblicke, historischen Perspektiven, voll Anschauung und Eigenart. Für viele wird es die Entdeckung Spaniens bedeuten.)

Theater im Theater.

Bilder aus einem Petersburger Opernhaus von heute.

„Ich hatte mich mit einigen meiner Freunde unter den zurückgekehrten politischen Emigranten verabredet,“ so plaudert der Petersburger Korrespondent von Wüsteborgs Handlungsbühne, „eine Oper Rimski-Korsakows anzusehen. Die ehemals Verbannten genießen nämlich jetzt eine Anzahl von Vorrechten gewöhnlichen Sterblichen gegenüber, darunter auch freien Zutritt zu den besten Plätzen der Theater. Bereits als wir vor dem Marinski-Theater ankamen, das zu den alten kaiserlichen Bühnen gehört, bemerkten wir Spuren der Neuordnung der Dinge in einem Anschlag vor dem Haupteingang, in dem gefogt wurde, daß dieses Gebäude zum Staatseigentum erklärt und unter den besonderen Schutz der provisorischen Regierung gestellt sei. Das alte kaiserliche Emblem war von den Wappenschildern verschwunden, und die kaiserliche Loge war bis auf den letzten Platz mit Gemeinen gefüllt. Im übrigen setzte sich das Publikum außer aus zahlreichen Soldaten zum überwiegenden Teil aus den breiteren Schichten des Volkes zusammen. Ich will hier nicht versuchen, die Auftritte auf der Bühne, die Musik und die Dekoration zu schildern, sondern ich möchte ein Bild der dramatischen Bewegtheit geben, die sich während der Zwischenakte im Marinski-Theater kundgab.

Erster Zwischenakt. Das Publikum lacht und Beifall sich dann, auf die Gänge und ins Foyer zu gelangen. Bis jetzt verläuft alles ordnungsgemäß. Als aber die Zuschauer kurz vor dem Aufgange des Vorhangs sich wieder auf ihren Plätzen niedergelassen haben, verlangt eine Stimme aus der Mitte des Parterres nach der Marcellaise. Ueberall im Publikum wird der Ruf aufgenommen. Man lacht in die Hände, und plötzlich erheben sich die Orchestermitglieder von ihren Plätzen und stimmen stehend das Lied aller Revolutionen an. Sie spielen auswendig. Das Publikum, das sich erhoben hat, lacht andächtig; niemand singt mit. Sobald die Musik aufgehört, bricht ein Beifallssturm los. Aufse verlangen eine Wiederholung, und das Publikum gibt sich nicht zufrieden, ehe die Marcellaise noch einmal ertönt. — Im zweiten Zwischenakt dasselbe Programm, nur mit dem Unterschied, daß die französische Hymne nunmehr dreimal wiederholt werden muß, ehe die Zuhörer genug haben. Dritter Zwischenakt. Die Marcellaise. Endlich glaubt man, daß der Vorhang aufgehen werde. Da erhebt sich ein Soldat in einer der ersten Reihen und beginnt zu sprechen. Todesstille. In einfachen, aber schwingvollen Worten übermitteln der Mann des Volkes den Schauspielern den Dank der Zuhörer und gedenkt gleichzeitig der gefallenen Revolutionshelden, die mit ihrem Blut dem Volk das Recht erkauft haben, die freien Ausübenden der freien Kunst frei anzuhören. Hierauf tritt einer der beliebtesten Schauspieler vor die Kasse. Er führt einige Worte Putschins über die Verbindung von Leier und Schwert an und geht sodann mit einer Bewegung ab. Festiger Applaus. Damit ist das Land der Junge bei all denen gelöst, die glauben, etwas zu sagen zu haben. Es tritt ein junger Offizier vor, der seine Kameraden und die Soldaten auffordert, alles zu tun, was in ihrer Macht stehe, um die Zurückstellung der Schauspieler vom militärischen Dienst zu erwirken. Die Angehörigen der künstlerischen Berufe läten am besten, wenn sie der Revolution ihre Kunst zur Verfügung stellten. Man solle es nicht so machen, wie einige Studenten, die Schalljapa — Rußlands berühmtestem Schauspieler — färslich drei Rubel geschickt hätten, damit er sich rote Antepolster laufe. Diese Anspielung zielt dahin, daß Schalljapa, der nunmehr

öffentlich revolutionäre Lieber auftritt, zu Beginn des Krieges einmal vor dem Zaren auf die Knie gesunken war und die alte Zarenherrschaft angeteilt hatte. Auch die etwas verworrene Rede des Offiziers wird mit Beifall aufgenommen. Er wird von einem der Schauspieler abgelöst, der den anwesenden Kameraden-Mitbürgern versichert, daß nur die bitterste Notwendigkeit die Schauspieler früher in die kaiserlichen Theater getrieben habe und daß sie sich jetzt alle glücklich und zufrieden fühlen, auch ihrerseits ihr Gewerbe so ausüben zu können, wie es freien Mitbürgern ansehe. Hierauf wieder eine Soldatensprache. Noch eine. Der Redner drückt den Wunsch aus, daß die Zinger der dramatischen Kunst nach der Front teilen möchten, um die Begeisterung der Schützengrabenbewohner für den Kampf um das freie Vaterland aufzufrischen.

Als es eben aussieht als wollte sich das Publikum beruhigen, tritt ein Bühnenarbeiter vor die Kasse und bittet, auch ihn als geringen Diener der dramatischen Muse ein Wort sagen und seine herzliche Dankbarkeit an die Brüder Soldaten ausdrücken zu dürfen, die Rußland von der inneren Tyrannei befreit haben. Daraufhin ergreifen wiederum mehrere Soldaten das Wort. Der Zwischenakt artet zu einer Volksversammlung aus, und ein Teil des Publikums, der lieber das Ende des Stückes sehen möchte, beginnt Einspruch zu erheben. Endlich tritt wieder Stille ein, nachdem ein Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrats das letzte Wort gehabt hat. Aber noch immer ist das Zwischenaktspiel nicht zu Ende. Kaum hat das Publikum sich niedergelassen, als ein härtiger Soldat im ersten Rang aufsteht und auf einen Offizier im Parquet deutet: „Fajor! Fajor!“ ruft er. „Welche Schande! Welche Schande! Ist es nicht eine Schmach, daß der da unten Achselstücke mit Nikolais' Namenszug trägt! Nimm sofort die Achselstücke ab!“ Ein drohendes Gemurmel seitens der Soldaten wird laut, und auch das Publikum blickt unwillig auf den Offizier. Vergebens versucht er, unter vielen Beruhigungen das Wort zu erlangen, vergebens versucht ein danebenstehender Kamerad, sich zu seinen Gunsten hörbar zu machen. Ihre Worte gehen in dem Lärm unter. Endlich wird es still. Und höflich, fast demütig erklärt der Offizier, daß es nicht der Namenszug des Czaren, sondern der eines spanischen Regiments sei, den er auf den Achselstücken trage. Beruhigt nehmen die Soldaten wieder Platz. Das Gemurmel des Publikums erlischt allmählich. Die Zwischenaktspiel hat ihr Ende erreicht: der Vorhang geht zum letzten Akte auf.

Die deutsche Kartoffelernte in Zahlen.

Wie groß ist die deutsche Kartoffelernte? Davon hängt für das wirtschaftliche Durchhalten außerordentlich viel ab, wie der Krieg insbesondere das vorige Jahr und der vergangene Winter, gelehrt haben, denn die Kartoffelernte des Jahres 1916, die 420 Millionen Zentner betrug, war die schlechteste seit Jahrzehnten. Wie groß die Kartoffelernte im Durchschnittsjahre in Deutschland ist und wie sie verwandt wird, zeigt ein Aufsatz Artur Niemerschmids in der nächsten Ausgabe der „Süddeutschen Monatshefte“.

Während in den fünf Jahren von 1898 bis 1902 rund 560 Millionen Zentner Kartoffeln in Deutschland geerntet wurden, haben uns die Ernten 1912 und 1913 je über 1000 Millionen Zentner Kartoffeln gebracht; eine normale Mittelernte war vor dem Kriege 800 bis 850 Millionen Zentner. Diese Mengen wurden auf der Fläche von 8,3 Millionen Hektar erzielt, während 1888 schon über 3 Millionen Hektar für den Kartoffelbau verwendet wurden, so daß der Ertrag des Hektars von 155 Zentnern auf 260 bis 270 Zentner gestiegen war, die Fläche aber nur von 11,7 auf 12,7 v. H. der gesamten Ackerfläche. Bei einer Mittelernte fanden also unter Zugrundelegung von 67 Millionen Menschen in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung mehr als 12,5 Zentner Kartoffeln zur Verfügung für Speisegewinn, Viehnahrung und gewerbliche Verwertung. Dem Ertrag von 260 bis 270 Zentner auf das Hektar in Deutschland standen vor dem Kriege gegenüber: in Italien 112 Zentner, in Frankreich 140 Zentner, in Rußland 148 Zentner, in Oesterreich 204 Zentner; nur England konnte einen gleichen Ertrag erreichen wie Deutschland, hat aber so geringe Anbauflächen, daß es nicht annähernd erzeugen kann, was es zur Ernährung seiner Bewohner an Kartoffeln braucht, und somit aus Deutschland und Holland, wie aus Dänemark und Schweden bedeutende Mengen für seinen Bedarf einführen mußte. Wenn man in Rechnung stellt, daß gute Erntejahre schon Durchschnittserträge von 300 und sogar 317 Zentner auf Hektar ergeben hatten, und daß gute Wirtschaften in Deutschland die Erträge auf 600 Zentner gesteigert hätten, so erzieht man, wie weit die Möglichkeit einer Steigerung der gesamten Kartoffelerträge noch vor uns steht.

Was wird nun aus den Hunderten von Millionen Zentnern der deutschen Kartoffelernte? Die städtischen Verbraucher werden überrascht sein, wenn sie erfahren, wie gering der Bruchteil der Kartoffelernte war, der vor dem Kriege für die menschliche Ernährung verwandt wurde. Bei einer Durchschnittsernte von 800 bis 900 Millionen Zentner wurde die Hauptmenge, 300 bis 400 Millionen Zentner, als Viehfutter verwandt; auf die menschliche Ernährung kamen 285 Millionen Zentner, für Saatgut waren 130 Millionen Zentner in Rechnung zu setzen, der nächstkleinere Posten, 80 bis 90 Millionen Zentner, ging überhaupt verloren, da die Kartoffel wegen ihres Wassergehaltes sehr empfindlich ist. Für die Abholgewinnung dienen 50 Millionen Zentner, der Stärkeerzeugung wurden 32 Millionen Zentner zugeführt, der Rest, 16 Millionen Zentner, wanderte in die Trodnereien. In Friedenszeiten betrug also der jährliche Kartoffelverbrauch etwas über vier Zentner auf den Kopf der Bevölkerung, ein sehr reichliches Pfund täglich, während das Vieh, namentlich die Schweine, bedeutend mehr verbrauchte. Bereits vor dem Kriege hatte man die Verluste dadurch herabzumindern versucht, daß man Kartoffeln trocknete oder zu Flocken und Mehl verarbeitete. Der Krieg hat diese Bestrebungen sehr gefördert; in wenigen Monaten sind aus den vorher bestehenden 500 Trodnereien nunmehr über 800 geworden, die weit mehr Kartoffeln hätten verarbeiten können, als man ihnen überhaupt zuweisen konnte.

Notizen.

— Die bisher von der Zensur verboten gewesene Komödie „Koulette“ von Petermann ist nunmehr unter dem Titel „Spieler“ zur Aufführung im Berliner Residenztheater freigegeben worden.

— Ein neuer Gaszylinder. Im kommenden Winter wird es heißen „Spare mit Gas“. Wer es bisher noch nicht im Dienst der eigenen Tasche tat, wird es eben müssen. Da wird ein kleiner Hinweis, wie das Gas bei der Beleuchtung gespart werden kann, ohne die Lichtmenge zu verringern, erwünscht sein. Die gute Gashängelichtlampe verbraucht für jede Kerzenstunde etwa einen Liter Gas. Neuerdings gibt es nun Lampen, die in der gleichen Zeit bedeutend weniger Gas verbrauchen. Ist man in der glücklichen Lage, sich neue Brenner anschaffen zu können, so läßt sich leicht, ohne viel Einschränkung im Lichtverbrauch Gas sparen. Wer das nicht kann, der spare Gas durch den Zylinder. Dr. Killing hat kürzlich in der Fachpresse eine eingehende Untersuchung über den bisher recht wenig beachteten Zylinder veröffentlicht. Das Ergebnis ist überraschend. Von den bisher üblichen Formen des Zylinders bewährte sich am besten der bekannte Lochzylinder. Neben den bekannten Formen werden auch neue sogenannte Wis-Zylinder genannt. Sie unterscheiden sich von den bisher gebräuchlichen Lampenzylindern dadurch, daß bei ihnen der untere Rand des Glühkörpers von einem Regelstumpf umgeben wird, der das Licht nach dem Arbeitsplatz lenkt. Es wird eine recht bedeutende Gasersparnis damit erzielt. Der Zylinder ist oben matt, unten klar und vermeidet damit die recht unangenehme, in Fabriken geradezu gefährliche Blendung. Diese Zylinder können an jeder Hängelichtlampe angebracht werden.

HERMANN

Einkochapparate (für 1 Glas verwendbar 4⁵⁰
für alle Arten 15⁰⁰ 18⁰⁰
Gläser verwendb.)
Einkochgläser in allen Größen

Porzellan - Glas - Steingut

Porzellan mit buntem Muster

Körbe durchbrochen	38 Pf.
Marmeladendosen	95 Pf.
Fruchtteller	32 Pf.
Kaffeeteller	20 Pf.
Salatschüsseln	68 Pf.
Butterdosen	75 Pf.
Kaffeefervice 5teilig	2 ⁴⁵

Einnachhafen	18, 25 Pf. bis 3 ⁵⁰
Fruchtblaschen	35 Pf.
Honiggläser mit Schraubdeckel	25, 32 Pf.
Weinflaschen glatt	95 Pf.
Likörflaschen glatt	45 Pf.
Basen gebreht	65 Pf.
Butterkühler gepreht	80 Pf.
Kompotteller gepreht	14 Pf.

Kaffeefervice Porzellan blau Bond

Kaffeekannen	90 Pf. 1 ⁰⁰ bis 2 ⁹⁵
Teekannen	1 ²⁵ 1 ⁷⁰ 2 ⁵⁰
Milchtöpfe	40, 60 Pf. bis 1 ⁹⁰
Zuckerboxen	70, 90 Pf. 1 ²⁰
Ruchenteller	1 ³⁵
Brothörbe	2 ⁶⁵
Tassen	50 Pf.

Kaffeefervice, moderne Muster

9 teilig für 6 Personen	10 ²⁵ 13 ²⁵
18 teilig für 12 Personen	21 ⁰⁰ 23 ⁷⁵

Kompottschalen geschliffen ... 1²⁵ 1⁷⁵ 2²⁵ 2⁹⁵

Blumenvasen
besonders preiswert
glatt, geschliffen, gold u. bunt bemalt

Waschgarnituren 5 teilig	12 ⁰⁰ 14 ⁵⁰
Rüchegarnituren 22 teilig	15 ⁵⁰
Sag-Salats, bunt Steingut	2 ⁹⁵
Tonbuttermühler mit Einjah	1 ⁹⁵

Haushaltungs-Artikel

Bürstenwaren	Emaillwaren	Wirtschafts-Artikel
Rohhaarbesen ... 5 ⁰⁰	Kasserollen ... 1 ⁵⁰ 1 ⁷⁵ 2 ²⁵	Sigbadewannen ... 27 ⁰⁰ 29 ⁵⁰
Rohhaarhandseger ... 4 ³⁵ 4 ⁷⁵	Wasserkessel ... 3 ⁹⁰ 4 ⁶⁰ 5 ²⁵	Fußbadewannen ... 12 ⁰⁰ 14 ⁰⁰
Badebürsten ... 1 ⁸⁵	Schmortöpfe ... 2 ¹⁰ 2 ⁷⁵ 3 ⁷⁵	Kinderbadewannen ... 28 ⁰⁰ 32 ⁰⁰
Reise-Wichs-Garnituren ... 3 ⁰⁰	Spinnen ... 1 ⁶⁰ 1 ⁸⁵ 2 ¹⁰	Tablette ... 1 ⁷⁵ 2 ⁰⁰ 2 ⁷⁵
Stahlwaren	Reise- und Sommer-Artikel	Maschinen
Stahlbestecke m. vernickelt, Griff. Paar 1 ⁰⁰	Isolierflaschen ... 3 ¹⁵	Gashocher ... 13 ⁰⁰ 22 ⁰⁰
Bestecke mit schwarzen Griffen ... Paar 85 Pf.	Wandervogelkocher ... 2 ⁵⁰	Messerputzmaschinen ... 15 ⁰⁰
Büchsenöffner „Sieger“ Ema 2 ⁶⁵	Feldkocher ... 1 ⁰⁰	Reibemaschinen ... 4 ²⁵ 5 ⁷⁵
Gemüseschneider ... Ema 85 Pf.	Feldflaschen ... 90 Pf.	Handkaffeemühlen ... 3 ⁰⁰ 3 ²⁵
Einzelfne Messer ... Ema 50 Pf.	Trinkbecher ... 25 Pf.	Wandkaffeemühlen ... 11 ⁶⁰ 14 ⁰⁰

Spiritusplättchen 5²⁵ 5⁷⁵ 7²⁵ Emaille mit kleinen Fehlern, darunter: Kochtöpfe, Kasserollen, Wasserkessel usw. usw. Obst- u. Gemüsedörren 3⁰⁰

Deutsches Theater.
Heute und folg. Tage 8 Uhr:
Max Pallenberg in
Der kleine Napoleon.
Kammerspiele.
Heute u. folg. Tage 7 1/2 Uhr:
Die Tänzerin
mit Leopoldin Konstantin.
Volksbühne.
Theater am Bülowplatz.
Untergrundb. Schönh. Tor.
Heute u. folg. Tage 7 1/2 Uhr:
Die Königin der Luft.
Lessing-Theater.
Heute u. folg. Tage 7 1/2 Uhr:
Marie Ottmann u. H. Waldmann in
Niobe
Oper v. O. Blumenthal.
Musik v. Oak Straus.
Theater l. d. Königgrätzerstr.
8 Uhr: Künstlerische Tänze.
„Frage an das Schicksal“.
„Abschiedssouper“.
Komödienhaus
8: Wie fessle ich meinen Mann?
Berliner Theater
7 1/2 Uhr: **Die tolle Komteß.**
Palast
Tägl. 7 1/2, Sonnt. 3 1/2 u. 7 1/2.
R. Steidl, A. Müller-Lincke,
Gertr. Grünner, B. Lehnhoff
in „Der Herr
ohne Wohnung“.
Dazu:
Afra, die Seltsame usw.

Theater für Sonntag, den 22. Juli.
Deutsches Opernhaus
7 1/2 Uhr: **Mignon.**
Friedrich-Wilhelmst. Theater
3 U.: Ein Maskenball (Amelia).
7 1/2 Uhr: Das Dreimäderlhaus.
Gehr. Herrfeld-Th.
Operetten-Gastspiel
7 1/2 Uhr: **Die ledige Ehefrau.**
Kleines Theater
8 Uhr: **Im Bahnwärterhaus.**
3 1/2 Uhr: **Am Teetisch.**
Komische Oper
7 1/2 Uhr: **Die Dose Sr. Majestät.**
Lustspielhaus
7 1/2 Uhr: Die blonden Mädels
vom Lindenhof.
3 1/2 Uhr: **Helmat.**
Metropol-Theater
7 1/2 Uhr: **Die Czardasfürstin.**
NATIONAL-THEATER.
Cöpenicker Straße 68. Täglich 7 1/2 Uhr.
Ein Stück aus der guten, alten Zeit!
Die Lieder des Musikanten.
Großer Erfolg!
Es empfiehlt sich, Billette rechtzeitig zu besorgen.
Vorverkauf ab 10 Uhr ununterbrochen.

Neues Operettenhaus
Schiffbld. 4a. Kassent. N. d. 281
7 1/2 Uhr: **Der Soldat der Marie.**
Residenz-Theater
8 Uhr: **Die Verhüllte.**
Schiller-Theater O
3 Uhr: **Martha.**
7 1/2 Uhr: **Der tiegende Holländer**
Schiller-Th. Charl.
7 1/2 Uhr: **Alt-Heidelberg.**
Thalia-Theater
7 1/2 Uhr: **Sonnwendzauber.**
3 Uhr: **Renaissance.**
Theater am Nollendorfsplatz
7 1/2 Uhr: **Die Gulasehkanone.**
3 1/2 Uhr: **Immer feste druff!**
Theater des Westens
3 1/2 Uhr: **Der Raub der Sabinerinnen.**
7 1/2 Uhr: **Stolze Thea.**
Trianon-Theater
3 1/2 Uhr: **Nora.** 8 Uhr: **Die
sittliche Forderung. Die Lore.**

U.T.
Aufsüßten-
damm
**Der Brief
einer Toten**
Kollendorfspl.
Friedrichstr.
Unterb. Linden
**Fern
Andra**
in
„Ein Blatt
im Sturm“
Alexanderplatz
**Die
Lieblingsfrau
des
Maharadscha**
Schöneberg, Hauptstr.
Arme Törin

U.T.
Rochplatz.
Galenheide
**Mitter-
nachtsseele**
Weinbergstr. Weg
**Katharina
Karaschkin**
mit
Ellen Richter.
Regie: Eichberg.
Reinichen-
dorferstraße
**Törichte
kleine
Mama**

GARBÁTY
CIGARETTEN

**Burschen-
schafter**
8 1/2

Voigt-Theater.
Badstr. 56. Badstr. 58.
Täglich große Extravorstellung.
Pieper u. Sperling
Grillfaisiges
Spezialitäten-Programm.
Wochent. 4, wochent. 7 1/2 Uhr.
Berliner Prater-Theater.
Kollonnenallee 7-9.
Zum 58. Male!
Ala - famos!
Gr. Ausstattungs-Operettenposse
in 3 Akten mit Gesang u. Tanz.
Vorher 5 gr. Varietöprogramm.
Vorhang 4 1/2 Uhr.
Admiralpalast.
2 Vorstell., 4 u. 7 1/2 Uhr.
Nachm. kleine Preise.
Abakadabra.
Gr. phantastisch Ballett
auf dem Eis.
Abd. Einl. 7. Vzgl. Küche.
Angen. kühler Aufenthalt.

Zirkus A. Schumann.
Rauchen gest. Kühl. Aufenth.
2 große Vorstellungen 2
Nachm. 3 1/2 u. abds. 8 Uhr.
Nachm. 1 Kind frei unt. 12 J.
sowie Gratis-Pony-Reiten f.
Kinder v. Logen- u. Mittel-
balkon-Besuchern.
Das **Zirkus-Varieté** Pro-
gramm
u. a.: E. Kegelparlie z. Pferde
Luis u. Sohn, Berta Steinert
u. Damhofers.
Halali. Parforce-
Schnitzeljagd.
Walhalla-Theater.
7 1/2
Uhr: **Zigeuner.**
Gartenbühne: Vorstellung.
Rose-Theater.
7 1/2 Uhr: **Die Stunde des
Vertrauens.** - Gartenbühne:
Berlin, wie es liegt und haßt.

300
Heute:
Gr. Militärkonzert.
Zoo ¹⁰ 60 Pf. Kinder
Aqua ¹⁰ 50 bzw. 25 Pf.
Aquarium.
Reichshallen-Theater.
Gastspiel
der
**Leipziger
Seidel-
Sänger.**
Anf. 7 1/2 U.
Am 1./8. Wiederbeginn d. Vor-
stellungen der Stettin. Sänger.

Spezial-Angebot anseros
Schmierwaschmittels „Germania“
vorzögl. Qualität, außerordentlich sparsam im Ge-
brauch. Lieferbar in Waggonladungen. - Probe-
kübel von 36-60 kg zum Konsumentenpreis. (Gegen
Nachnahme pro Pfund 60 Pf. festgesetzt.)
Vertreter unter günstigen Bedingungen gesucht.
„Germania“
Fabrik kosmetischer und technischer Präparate
Berlin W 57, Bülowstr. 66. - Tel. Lützow 8249.

**Künstl. Zähne mit echtem
Friedenskautschuk**
Goldkronen, Brücken, Plomben, Zahnziehen mit Betäubung, Um-
arbeitung, Reparaturen sofort. Billige Preise, auch Teilzahlung.
Zahn-M. Löser, nur Brunnenstr. 185.
Praxis
nahe Invalidenstr. Persönl. z. sprech 10-7, Sonnt. 10-12, Nord. 11 508
Säcke, Pläne, Segel,
gebraucht. Ich laufe jeden Posten gegen 1/2 Stk. 65/5
Max Cohn, Berlin, Dörfelstr. 2

Süßneraugen
Zussholenderhärtung
Dornhaut-Abt. entl. m. absolut.
Eichh. Reibels, Bosco. Gum.
Radikalmittel f. eingewurz. und
Schmerz. Leiden. Seit 25 J. bew.
Verband durch Nachnahme.
Otto Reichel.
Berlin 43, Eisenbahnstr. 4.
Spezialarzt
Dr. med. Wockensaß.
Friedrichstr. 125 (Oranienb. T.),
f. Syphilis, Mann- u. Frauenleiden
Ehrlich-Hata-Kur (Dauerlöt.),
Blutuntersuch. Schnelle, sichere
schmerz. Heilung ohne Berufs-
störung, Teilzahlung. 221/50*
Sprechstund.: 11-1 u. 6-8.

Militär-Armbanduhr 6⁹⁰
(ant. Uhrmacherwerk), (weiss) Borral
mit Radium-Leuchtkraft 8,40 BR.
mit Leuchtzahlen 9,85 BR.
Unzerbrechliche Gläser, starkes
Schussgehäuse 1 BR.
- Beste schriftliche Garantie. -
E. Möbis,
Spezial-Haus für Uhren,
14 Beuth-Strasse 14
(neben Café Röhlinger, am Spittelmarkt).